

Heike Kahlert

Christina von Braun/Inge Stephan (Hg.): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2005. 370 Seiten. ISBN 3-8252-2584-4. €22,90

Wandel der Wissens- und Geschlechterordnung

Die 17 Beiträge dieses Überblicksbuchs überprüfen an ausgewählten, vorwiegend kulturwissenschaftlichen Themenfeldern und in Abgrenzungen zu und Überschneidungen mit anderen Wissensfeldern die Hypothese der Herausgeberinnen, dass die Gleichzeitigkeit der Veränderung in der Wissens- und Geschlechterordnung seit dem 18. Jahrhundert einer engen historischen und inhaltlichen Verbindung beider Ordnungen zu verdanken ist. Dabei wird deutlich, welche zentrale Rolle die Kategorie Geschlecht im wissenschaftlichen Wissen der Gegenwart spielt.

Geschlechtliche Codierung der zwei Wissenschaftskulturen

Den konzeptionellen Ausgangspunkt dieses „Hand- und Arbeitsbuch[s]“ (S. 29) bildet C.P. Snows These von den zwei Wissenschaftskulturen: der literarischen und der naturwissenschaftlichen Intelligenz. Erklärtes Ziel von Christina von Braun und Inge Stephan, den beiden Herausgeberinnen des Bands und Autorinnen des umfangreichen, überaus lesenswerten und kenntnisreichen Einführungsbeitrags, ist es, die geschlechtliche Codierung des wissenschaftlichen Wissens und seiner Ordnung in der Moderne nachzuzeichnen.

Dabei wird deutlich, dass die Kategorie Geschlecht eine zentrale Wissenskategorie ist, die quer zu den Wissenschaftskulturen liegt, diese neu miteinander ins Gespräch bringen und deren Trennung überwinden kann. Die vermeintlich „ursprüngliche“ Wissensordnung, die die „Vermännlichung“ der Naturwissenschaften und die „Verweiblichung“ der Geisteswissenschaften impliziert, erscheint so betrachtet geschlechtlich codiert und hierarchisiert – mit männlich codierten Naturwissenschaften wie Medizin oder Biologie als Leitwissenschaften und weiblich codierten Geisteswissenschaften, die zunehmend ins Abseits verdrängt werden. Dass die innerwissenschaftliche Wissenshierarchie mit der gesellschaftlichen und kulturellen Geschlechterhierarchie korrespondiert, bleibt freilich gemeinhin zumeist unbenannt und unhinterfragt, ja, erscheint als „natürlich“.

Die beiden Autorinnen fragen in einem argumentativen Streifzug durch die Jahrhunderte und die Disziplinen, wie die Wissensordnung geschlechtlich codiert und „naturalisiert“ wird und in welcher Weise dies geschieht. Sie wagen damit einen ausgesprochen spannend zu lesenden Marsch durch die Wissenschaftsgeschichte der Moderne und decken dabei Mechanismen der Aus- und Einlagerung geschlechtlicher Codes aus den bzw. in die Wissenschaften auf.

Geschlecht als Wissenskategorie in zentralen Themenfeldern

Im zweiten Teil, der knapp zwei Drittel des Buchs umfasst, behandeln namhafte Autor/-innen in elf Beiträgen zentrale „Themenfelder“ des wissenschaftlichen Wissens. Dabei verdeutlichen sie exemplarisch, dass und wie das Geschlecht als Wissenskategorie hier zugleich aus- und eingelagert ist. Leider wird die Auswahl der behandelten Themenfelder von den Herausgeberinnen nicht begründet.

Claudias Bregers Beitrag zu „Identität“ liefert den Einstieg, denn die Frage der Identität ließe sich „als zentrale, wenn nicht *die* zentrale Problematik der neuen Frauenbewegung und der aus ihr hervorgegangenen Geschlechterforschung beschreiben“ (S.

47, Herv. i.O.). Eng mit der Identitätsfrage verknüpft sind die spannenden Beiträge zu „Körper“ (Irmela Marei Krüger-Fürhoff), „Reproduktion“ (Bettina Mathes) und „Sexualität“ (Heike Jensen). Insbesondere diese ersten Beiträge sind inhaltlich gut aufeinander bezogen.

Zwei weitere Aufsätze sind eher politischen Gesichtspunkten gewidmet: Christine Künzel will sich mit dem Begriffspaar „Gewalt/Macht“ beschäftigen. Dabei gerät ihr leider die Macht schnell aus dem Blick, und Herrschaft bzw. Autorität, die in diesem Zusammenhang ebenfalls relevant wären, werden nicht einmal erwähnt. Heike Jensen beschreibt die „Globalisierung“ als politisches und ökonomisches Phänomen, vernachlässigt aber dessen kulturelle Dimension und bleibt zudem begrifflich etwas unscharf.

„Performanz“ (Dagmar von Hoff), „Lebenswissenschaften“ (Kerstin Palm), „Natur/Kultur“ (Astrid Deuber-Mankowsky), „Sprache/Semiotik“ (Antje Hornscheidt) und „Gedächtnis“ (Claudia Öhlschläger) sind die übrigen, in diesem Teil erörterten Themenfelder.

Die Texte unterscheiden sich in ihrer Strukturierung, Qualität und Lesbarkeit. Gliederungstechnisch wären evtl. nähere Vorgaben zum Aufbau der Beiträge hilfreich gewesen. So irritiert etwa ab und an, dass zunächst der vermeintlich allgemeine Wissensstand zum jeweiligen Themenfeld referiert und dann mit dem Wissen der Gender Studies angeschlossen wird, während andere Beiträge dies integriert(er) darstellen. Hinzu kommt vereinzelt, dass das verwendete Fachvokabular zwar für das einzelne Themenfeld notwendig sein mag, zugleich aber für Fachfremde die Verständlichkeit des Textes erschwert (z. B. Kerstin Palms notwendigerweise naturwissenschaftlich inspirierte Erörterung der „Lebenswissenschaften“).

Geschlecht als Wissenskategorie in neuen Wissensfeldern

Der dritte Teil dieses Buches befasst sich mit „Abgrenzungen/Überschneidungen“. In fünf informativen und übersichtlichen Beiträgen werden neue Wissensfelder diskutiert, die jeweils die herrschende Wissensordnung in theoretischer und method(olog)ischer Hinsicht herausfordern: „Queer Studies“ (Sabine Hark), „Postcolonial Theory“ (Gabriele Dietze), „Media Studies“ (Kathrin Peters) und „Cultural Studies“ (Claudia Benthien/Hans Rudolf Velten).

In diesem Bündel wirkt der fünfte und diesen Teil einleitende, lehrreiche Beitrag von Dorothea Dornhof zur „Postmoderne“ etwas deplatziert: Denn das auch in den Gender Studies viel und kontrovers diskutierte Verhältnis von Moderne und Postmoderne stellt ein „diskursives Ereignis“ (S. 261) anderer Art als die zuvor genannten Wissensfelder dar und wäre als kulturelles, gesellschaftliches und epistemologisches Phänomen möglicherweise besser im zweiten Teil des Buches aufgehoben.

Erhellend ist, dass auch in den hier vorgestellten neuen Wissensfeldern das Geschlecht als Wissenskategorie unterbelichtet bleibt. Die de- und rekonstruktive Anstrengung der Gender Studies ist also auch hier weiterhin notwendig.

Paradoxe Komplexität der Gender Studies

Dieses anspruchsvolle Hand- und Arbeitsbuch gibt zahlreiche Denkanstöße und ist insofern ein unverzichtbares und lange überfälliges Nachschlagewerk für die Wissenschafts- und Geschlechterforschung. Zugleich stößt es jedoch auch an Grenzen: Zwar ist die von Snow 1959 erstmalig formulierte und seither immer wieder bemühte Gegenüberstellung der Wissenschaftskulturen nahtlos passfähig zur etablierten Dichotomie von Natur und Kultur bzw. „sex“ und „gender“. Schade ist aber, dass die beiden Herausgeberinnen den längst erfolgten und in der Wissenschaftsforschung breit dis-

kutierten Differenzierungsprozess in drei oder mehr Wissenschaftskulturen, z.B. von Wolf Lepenies, nicht in den Blick nehmen. Dies hat sowohl in ihrem Einführungstext als auch in der Buchkonzeption zur Folge, dass Themenfelder und Diskussionen der sozialwissenschaftlichen Wissenschaftskultur pauschal „in den politischen Bereich“ (S. 39) verwiesen werden und „aus pragmatischen Überlegungen“ (S. 39) ausgegrenzt bleiben.

Die Autorinnen des vorliegenden Buchs wählen gemäß ihrer Herkunftsdisziplinen schwerpunktmäßig einen kulturwissenschaftlichen – und damit zwangsläufig disziplinär begrenzten – Zugang zu dem inter- und transdisziplinären Forschungsfeld des Verhältnisses von Wissen(schaft) und Geschlecht. Es wäre wünschenswert gewesen, dass diese Eingrenzung auch im Buchtitel deutlich geworden wäre. So würde nämlich die paradoxe Komplexität der Be-Gründung des inter- und transdisziplinären Wissensfelds der Gender Studies sichtbar. Die darin wirkenden Ungleichzeitigkeiten der verschiedenen Wissenschaftskulturen mit den daraus resultierenden Leerstellen im Zusammenhang mit der (Wissens-)Kategorie Geschlecht aufzudecken, bleibt so einem neuen Handbuchprojekt vorbehalten.

E-Mail: heike.kahlert@uni-rostock.de

Copyright © 2005 bei der Autorin.

(Veröff. in: Querelles-Net, Nummer 17/ November 2005, www.querelles-net.de/)

Bettina Mathes

Sabine Grenz: *(Un)heimliche Lust. Über den Konsum sexueller Dienstleistungen*. Wiesbaden: VS Verlag, 2005. – 255 S. – ISBN: 3-531-14776-5. – 29,90 €

Freier – das ‚unheimliche‘ Geschlecht?

Es gibt Bücher, nach deren Lektüre weiß man nicht nur mehr als vorher, es beschleicht einen auch die Ahnung, dass dieses Wissen nicht ohne Grund so lange verborgen geblieben ist. *(Un)heimliche Lust. Über den Konsum sexueller Dienstleistungen* von Sabine Grenz ist ein solches Buch. Hier stehen nicht die Situation und die Motivation der Prostituierten im Mittelpunkt, sondern die verborgenen Lüste ihrer männlichen Kunden. Über Freier wird wenig geschrieben, und es ist höchste Zeit, diese größte Gruppe unter denjenigen, die sexuelle Dienstleistungen konsumieren, ins Visier der Geschlechterforschung zu nehmen. Was aber ist *(un)heimlich* an der Lust der Freier?

Sigmund Freud hat geschrieben, dass das Unheimliche „jene Art des Schreckhaften sei, die auf das Altbekannte, Längstvertraute zurückgeht“. Das Unheimliche ist also das Heimelige, das nicht zum Vorschein kommen darf. Seit Freud wissen wir auch: Das Unheimliche beinhaltet ein Wissen, das dem Bewusstsein entzogen ist und im Unbewussten weiterwirkt. Dass die Lüste des Freiers auf das heimelige bezogen sind, zeigt auch die Wortgeschichte. Das deutsche Wort freien heißt ursprünglich ‚umwerben‘, ‚heiraten‘ (Mhd. *vrien*). Wer sich auf Freiersfüßen bewegte, trug sich mit dem Gedanken zu heiraten, ein Heim zu gründen. Sabine Grenz untersucht allerdings nicht die Psyche der einzelnen Freier, sondern sie legt unsere Kultur auf die Couch und interessiert sich für die verborgenen – und deshalb um so wirkungsvolleren – Traditionen, die beim Konsum sexueller Dienstleistungen wiederholt und aktualisiert werden. Dabei wird deutlich: Verborgen bleiben soll die Spur der Geschichte im Han-

deln, Denken und Fühlen von Männern. Das mag zunächst banal klingen und als Grund, weshalb die Motivationen der Freier so wenig bekannt ist, nicht ganz einleuchtend klingen. Wenn man aber weiß, dass die Identität und Macht des männlichen Subjekts darauf basiert, dass seine Lüste und Interessen im Dunkeln bleiben und gerade nicht Gegenstand der Forschung werden, dann wird verständlich, weshalb wir bislang so wenig über Freier, aber so viel über Prostituierte wissen wollen. Der Wissensdrang richtet sich auf die Frau als das ‚Andere‘ des Mannes, sie wird als das Geheimnis konfiguriert, deren Erforschung ganz grundlegend zur Konstitution moderner Männlichkeit gehört. „Über das Rätsel der Weiblichkeit haben die Menschen zu allen Zeiten gegrübelt,“ doziert Freud in einer Vorlesung mit dem Titel *Die Weiblichkeit*. „Auch Sie,“ so fährt er fort, „werden sich von diesem Grübeln nicht ausgeschlossen haben, sofern Sie Männer sind; von den Frauen unter Ihnen erwartet man es nicht, Sie sind selbst dieses Rätsel.“ Dem Unheimlichen, dessen Ursprung Freud nicht ohne heimlichen Grund im Mutterleib vermutet, ist also immer schon ein bestimmtes Geschlechterverhältnis eingeschrieben, das das Grübeln in Richtung Frau lenkt.

Welches Wissen fördert nun die Veränderung der Blickrichtung zu Tage? Worin bestehen die unheimlichen, die geschichtlich gewordenen Motivationen der Freier? Einiges davon werden wir gleich – auch in der Sprache der Freier – hören, dem ich hier nicht vorgeifen möchte. Zu den interessantesten und vielleicht unerwartetsten Ergebnissen, die Sabine Grenz präsentiert, gehört für mich die Erkenntnis, dass Freier bei einer Prostituierten Erfahrungen von Unmittelbarkeit, Wahrheit und Sinnlichkeit suchen. „Es gibt Sachen, die kann man nicht simulieren,“ sagt ein Freier, der sich sicher ist, dass Prostituierte in der Begegnung mit ihm ‚echte‘ Gefühle und körperliche Reaktionen empfinden. Eine Erklärung für diese Sehnsucht nach dem ‚Echten‘ – die im Widerspruch zu dem männlichen Misstrauen gegenüber dem weiblichen Orgasmus zu stehen scheint – hat mit der Funktion des Geldes für die Prostitution zu tun. Es deutet vieles darauf hin, dass der Gang zu einer Prostituierten dem Freier die Möglichkeit bietet, die abstrakte Potenz des Geldes, die eng mit kulturellen Vorstellungen von männlicher Macht verbunden ist, mit der Illusion des Körperlichen ‚aufzuladen‘. Das Geld ist das Medium der Simulation schlechthin: Sinn und Sein, Sexualität und Lust, Raum und Zeit, Leben und Tod – all dies lässt sich in Geld umrechnen und im Geld speichern. Das Geld ist aber auch das Medium des Männlichen schlechthin: Nicht nur haben Frauen weniger Geld, dem Geld an sich werden männlich kodierte Eigenschaften zugesprochen, etwa sexuelle Potenz und geistige Fruchtbarkeit. Gleichzeitig ist das Geld ein abstraktes Zeichensystem, dem heute nichts mehr Körperliches anhaftet. Die Potenz des Geldes beruht ja gerade auf der Überwindung sexueller Potenz. Diese Abstraktion erzeugt bei demjenigen Geschlecht, das historisch und kulturell auf das Engste mit dem Geld assoziiert wurde, die Sehnsucht danach, das Geld an reale sexuelle Potenz zurückzubinden, dem Geld den Eindruck der Unmittelbarkeit zu verleihen. In diesem Sinne kann man Prostitution als Ritual verstehen, das es erlaubt, diese un/heimlichen Beschneidungen des Körpers, die das Geld besagt, für einen Moment außer Kraft zu setzen. Die Prostituierte fungiert als Tauschmünze, die die Zirkulation des Zeichengeldes erträglich macht. Gerade weil alles simuliert werden kann, verlangt man bei der Prostituierten das ‚Echte‘ und ‚Unmittelbare‘ vorzufinden.

In der Figur des Freiers kommt also etwas vom Unbewussten der Kultur zum Vorschein. Seine Lust ist unheimlich, weil sie den verborgenen Kern westlicher Männlichkeitsbilder darstellt. Gerade deshalb ist das Buch auch ein mutiges Buch. Die Autorin hat sich diesem Unbewussten in einer Weise selbst ausgesetzt, deren Dynamik, vor allem deren unbewusste Dynamik, sie nur bis zu einem gewissen Grade kontrollieren

konnte. Die Basis des Buches bilden Interviews, die Sabine Grenz mit Freiern geführt hat. Immer wieder kippte die scheinbar neutrale Atmosphäre der Interviewsituation und die männlichen Interviewpartner wechselten die Ebene: „Die Männer sprachen nicht nur über ihre sexuellen Bedürfnisse, sie erlebten sexuelle Lust und richteten sie auch auf mich.“ Ein Freier, der ein Interview zugesagt hatte, dem es aber offenbar unheimlich wurde, schickte vorab eine Email mit folgendem Inhalt: „Sollte Ihnen das nicht zu abwegig sein, wäre es schön, wenn Sie einen Rock anziehen könnten, der den Blick auf die Beine freigibt. (Ich erzähle Intimes von mir, und fände es daher auch gut, wenn man über Kleidung auch etwas Intimität und Vertrauen schaffen könnte, ohne Distanz aufzugeben.)“ Das Interview wurde daraufhin abgesagt. Hier wird deutlich, wie bedrohlich es für Männer ist, sich selbst zum Gegenstand von Forschung zu machen. Beruhigt werden kann diese Angst, wenn die Interviewerin als Prostituierte auftritt.

Bei der Lektüre der *(un)heimlichen Lust* wurde es mir gelegentlich selbst etwas unheimlich – allerdings aus ganz anderen Gründen. Ab und zu erappte ich mich dabei, mit besonders großem Interesse – mit großer Lust – die Aussagen und Geständnisse der Freier zu lesen. Diese Lust hat etwas Peepshowhaftes. Sie erlaubt es mir, dasjenige Geschlecht, das *per definitionem* keine Geheimnisse zu haben hat, bei seinen Heimlichkeiten zu beobachten. Eine Gelegenheit, die Frauen in unserer Kultur eher selten geboten wird und die wir noch seltener in Anspruch nehmen.

Wenn Sie wissen wollen, was Prostitution mit antiken Stieropferkulten, männlicher Homosexualität, der Sehnsucht nach der Mutter und wissenschaftlichen Debatten über Masturbation und den männlichen Sexualtrieb zutun hat, dann lesen Sie *(Un)heimliche Lust*. Möglicherweise ist die Erforschung der unheimlichen Lust der Freier auch ein Indiz dafür, dass tradierte Geschlechterbilder sich heute in einem Umbruchprozess befinden, der es uns – Männern und Frauen – erlaubt, das auszusprechen, was bislang verschwiegen werden musste.

(Der Beitrag ist eine Laudatio für Sabine Grenz, die am 16. Januar 2006 im Museum der Arbeit, Hamburg, gehalten wurde.)

Beatrice Michaelis

Gudrun Perko: *Queer-Theorien – Ethische, politische und logische Dimensionen plural-queeren Denkens*. Köln: PapyRossa, 2005, mail@papyrossa.de. – 178 Seiten. ISBN: 3-89438-336-4, EUR 18,- [D]

Die österreichische Philosophin Gudrun Perko unternimmt in dieser Publikation den Versuch einer philosophisch-politischen Fundierung der Queer Theory – und dies nicht ohne gewisse utopische Anklänge. Womöglich handelt es sich hier um jene Stärke, die zugleich Schwäche des Buches ist. Doch der Reihe nach. Perko widmet sich zunächst einer begrifflichen Bestimmung von queer. Erstaunlicherweise findet sich an dieser Stelle noch keine ausführliche Historisierung des Konzeptes. Diese erfolgt erst im vorletzten Kapitel von *Queer-Theorien*, ist aber neben dem antirassistischen Impetus um einen wichtigen und bisher im deutschsprachigen Raum wenig theoretisierten Aspekt erweitert. Im Zusammenhang mit einer Diskussion des Verhältnisses von US-amerikanischen und BRD-Bewegungskontexten unternimmt Perko auch eine Kritik der antijudaistischen und antisemitischen Tendenzen innerhalb der (west-)deutschen Frauenbewegung. Zugleich warnt sie vor einer Replizierung von derartigen Ausschlussmechanismen in gegenwärtiger queerer Politik und Theoriebildung. Es muss angemerkt werden, dass diese Warnung bereits geleistete Arbeit

(wenn auch oft englischsprachig) zu negieren sowie spezifische Denkformen der Queer Theory nicht in den Blick zu bekommen droht, d.h. also Traditionslinien präsupponiert, die in dieser Form nicht existieren.

Im Rahmen ihrer terminologischen Spezifizierung verweist Perko auf drei verschiedene Varianten des Begriffes queer: „(1) die *(feministisch)-lesbisch-schwul-queere Variante*, in der Queer als Synonym für lesbisch und schwul fungiert; (2) die *lesbisch-schwul-bi-transgender Variante*, in der die erste Variante eine Erweiterung durch die Kategorien bisexuell und transgender findet und (3) die *plural-queere Variante*, in der die größtmögliche Vielfalt von menschlichen Seinsweisen und Lebensformen (transgender Mann, transgender Frau, Intersexe, Drag Kings und Drag Queens, Camp, Cyborg, Tomboyfemme [sic!], lesbisch, schwul u.v.m.) unter dem politisch-strategisch verwendeten Oberbegriff Queer gefasst wird.“ (8) Perko versteht diese Einteilung als analytisch (und von ihr gesetzt, handelt es sich doch kaum um ontologische Entitäten, die in dieser Weise in der Theorie oder Praxis greifbar wären) und muss denn auch in der genaueren Erörterung den Überschneidungen mehr Raum geben. Diese begrifflichen Abgrenzungsversuche erscheinen jedoch weniger problematisch als das eingeschobene Glossar. Obwohl Perko dem Überblick die Einsicht voranstellt, Definitionen seien Verkürzungen und in Bezug auf queer schier unmöglich, folgt dann eine Liste mit mehr oder weniger queeren Bezeichnungen, deren Bedeutungen Perko in Interviews auf Tagungen und in einer Diskussionsrunde mit der Bitte an Befragte, sich zu definieren, eruierte. Perkos Queer-Begriff bleibt stark an Personen gebunden. Morland und Willox stellen dagegen fest: „It [queer, B.M.] was a strategy, not an identity. Put differently, the message of queer activism was that politics could be queer, but folk could not.“ (2) Ein Verständnis von queer als prozessual – im Sinne eines queering – als Denk- und Arbeitsweise, bleibt bei Perko unterbeleuchtet. Dagegen fokussiert sie Fragen von Ethik, Politik und Logik im Kontext von queer und rekurriert dabei, oft in umfänglichen Exkursen, auf Grundpfeiler okzidentalen philosophischen Denkens. Den Kern der Veröffentlichung bilden Überlegungen zum Subjekt im (nach Castoriadis) gesellschaftlich-geschichtlichen Imaginären, welches Perko „sich und anderen gegenüber gleich, verschieden und anders seiend“ (43) begreift und daher als der/das Andere bezeichnet. Gleichzeitig postuliert Perko die Fähigkeit eines jeden Subjektes zur radikalen Imagination, welche sich in queeren Lebensweisen und Gestaltungsformen manifestiert. In diesem Zusammenhang fordert die Autorin die Etablierung eines Ethos der affirmativen und transformativen Anerkennung, dem die Politik der Autonomie zugrunde liegt – eine Forderung, die sie im plural-queeren Denken artikuliert findet: „Plural-queeres Denken fordert die Aufnahme des Zwitter, des Uneindeutigen, des angeblich Hybriden etc. nicht nur auf juristischer Ebene und verändertes Denken nicht nur im medizinischen Diskurs. Es fordert radikal die Veränderung des Moralkodex respektive Werte- und Normsystems zugunsten des ethischen Zieles eines glücklichen respektive gelungenen Lebens aller Menschen.“ (55) Nirgendwo wird der utopische Anspruch des Buches deutlicher als in diesem letzten Satz und nirgendwo ist eine queere Kritik an konkreten sozialen Unterdrückungspraktiken und heteronormativen Machtstrukturen weniger greifbar. Rekurrierend auf Debatten in der interkulturellen Philosophie wagt sich Perko ebenso an eine Diskussion der Menschenrechte und der Gerechtigkeit heran. Dabei geht sie davon aus, dass Queer-Theorien „für ein gleichberechtigtes Miteinander menschlicher Pluralität“ plädieren und „ein demokratisches Verständnis der Verhältnisse zwischen Menschen“ forcieren (97). Ohne Zweifel verweisen solche Positionen auf die Notwendigkeit einer weiteren Auseinandersetzung mit universalistischen Ansätzen innerhalb der Queer Theory.

Den dritten Hauptteil neben Ethik und Politik bilden Thesen zu einer queeren (Identitäts-)Logik. Hier operiert Perko mit den magmalogischen, also potenziell unbegrenz-

ten Dimensionen queeren Denkens (erneut nach Castoriadis), welche immer schon – in Bezug auf die „unbegrenzte[n] Dimensionen geschlechtlicher Variabilitäten und Lebensweisen“ (113) – auf ein *Immer-Mehr* und *Etwas-Anderes* verweisen. Magma-logisches Denken (im Gegensatz zu der inhärenten Ausgrenzungslogik identitätslogischen Denkens) gilt Perko zufolge der Anerkennung von Anderen in ihrer Gleichheit, Differenz und Andersheit.

Perko beschließt ihre Ausführungen mit einem Epilog zu Platons *Symposion* mit seiner hinreichend bekannten heterosexualisierenden (Halb-)Kugelerzählung. Queer steht demnach in der Tradition einer solchen Erzählung, indem es die Vervielfältigung der Geschlechter- und Sexualitätswürfe, die Platon (in Form des Androgynen) von sich weist, nun stärker als je zuvor zeigt.

Queer-Theorien ist ein wichtiges Buch, dessen Meriten neben der Entwicklung eines eigenständigen theoretischen Entwurfes vor allem darin liegen, Queer Theory dezi- diert in zentralen wissenschaftlichen und politischen Diskursen zu platzieren.

Literatur:

Morland, Iain und Annabelle Willox (Hg.). *Queer Theory*. Houndmills/New York: Palgrave MacMillan, 2005.

Elahe Haschemi Yekani

Castro Varela, María do Mar und Nikita Dhawan: *Postkoloniale Theorie: Eine kritische Einführung*. Bielefeld: Transcript, 2005. – 159 S., ISBN: 3-89942-337-2 EUR 16,80

Das Buch, das sich als kritische Einführung versteht, bietet einen informativen Überblick über die postkoloniale Theoriebildung. Eine solche einführende Arbeit liegt bisher in deutscher Sprache nicht vor und ist demzufolge von großem Interesse. Postkoloniale Theorieansätze sind dabei weder einer einheitlichen Disziplin zuzuordnen noch in sich geschlossen. Die Autorinnen verwenden daher zunächst folgende Arbeitsdefinition von Postkolonialität: „Unter ‚Postkolonialität‘ [...] wird ein Set diskursiver Praxen verstanden, die Widerstand leisten gegen Kolonialismus, kolonialistische Ideologien und ihre Hinterlassenschaften. [...] Die daraus entstandene postkoloniale Theorie umfasst eine Vielfalt methodologischer Herangehensweisen, die in einem umfassenden interdisziplinären Feld und in den unterschiedlichsten Institutionen zur Anwendung kommt.“ (S. 25)

Das Buch gliedert sich in sechs Hauptkapitel, wobei das erste und die letzten beiden eher überblicksartig aufgebaut sind und die Entstehungsgeschichte der postkolonialen Studien nachzeichnen. Die anderen Kapitel widmen sich der „heiligen Dreifaltigkeit“ der postkolonialen Theorie, und hier liegt die größte Stärke wie auch Schwäche des Buches begründet. Denn während Edward Said, Gayatri Chakravorty Spivak und Homi K. Bhabha ausführlich behandelt werden, geraten andere KritikerInnen leicht aus dem Blickfeld. Andererseits handelt es sich hier auch um einen schlagenden Vorteil des Buches. Werden in anderen – meist englischsprachigen – Einführungen dieser Art eine Unmenge an theoretischen Positionen kurz angerissen, gehen die Autorinnen in den Kapiteln zu den TheoretikerInnen durchaus ins Detail. Der Untertitel der „kritischen Einführung“ wird hierbei ernst genommen. Castro Varela und Dhawan geben eine konzise und gut zu verstehende Erläuterung zu den wichtigsten Konzepten der TheoretikerInnen wie auch Informationen zu an ihnen geäußelter Kritik. Immer wieder wird dann auch ein Bezug zu anderen wichtigen Stimmen der postkolonialen

Theorie, wie etwa Frantz Fanon, Trinh T. Minh-hà, Stuart Hall oder Robert Young, hergestellt.

In den drei Hauptkapiteln werden kenntnisreich und fundiert komplexe Sachverhalte und philosophische Konzepte erklärt. In dem Abschnitt zu Edward Said wird ausführlich auf einen Meilenstein der postkolonialen Theorie, *Orientalism* von 1978, sowie auf die heftige Rezeption unter dem Schlagwort „Orientalismus-Kontroverse“ eingegangen. Said, der in seinem Buch die „Orientalisierung des Orients“ analysierte, entging dabei, wie die Kritik zeigt, an einigen Stellen selbst nicht immer einer Homogenisierung und damit Essentialisierung „des Orients“. In dem folgenden Kapitel gelingt es den Autorinnen, einen Zugang zu den nicht immer leicht verständlichen und zum Teil widersprüchlichen Arbeiten Gayatri Spivaks zu schaffen und die in ihren Texten entwickelten Schlüsselkonzepte der Subalterne, des ‚othering‘ und ‚worlding‘ zu erklären. Spivak, deren Aufsatz „Can the Subaltern Speak?“ (1988) die Frage nach der Repräsentation minorisierter weiblicher Stimmen durch westliche Intellektuelle stellt, rückte auch verstärkt eine feministische Position ins Blickfeld der postkolonialen Studien. Der ebenso wie Said und Spivak aus der Literaturwissenschaft kommende Homi Bhabha wird ebenfalls ausführlich behandelt. Seine nicht unumstrittenen Thesen zu Hybridität, Mimikry, und dem so genannten ‚Third Space‘ haben sich in den letzten Jahren einer ungemeinen Popularität weit über seine Disziplin hinaus erfreut. Dhawan und Castro Varela bringen auch hier wichtige Kritikpunkte vor, so z.B., dass Hybridität zwar „gleichsam essentialistische Kulturkonzepte und Identitäten zu stören vorgibt, [zugleich aber] evoziere das Konzept selbst rassistische Unterscheidungen, welche die kolonial-rassistischen Diskurse speisen. [...] Darüber hinaus werde oft ignoriert, dass [...] Hybridität immer auch eine dem Konzept inhärente heterosexuelle Politik transportiert.“ (S. 101)

Castro Varela, die aus der Politikwissenschaft kommt und Dhawan, von Hause aus Philosophin, verstehen es, sowohl die politischen wie auch theoretischen Implikationen dieser Forschungsrichtung zu fassen. So kann eine Auseinandersetzung mit postkolonialer Theorie nicht ohne eine Beschäftigung mit Imperialismus und Rassismus erfolgen. Antikolonialer Widerstand wird beleuchtet, ohne die Gefahr von nationalistischen Tendenzen aus dem Blickwinkel geraten zu lassen, wie immer wieder am Beispiel Indiens vorgeführt wird. Anknüpfend an so wichtige Arbeiten wie *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik* (Hrsg. von Hito Steyerl und Encarnación Gutiérrez Rodríguez 2003) wird auch der deutsche Kontext von postkolonialen Studien ausgelotet. Die Notwendigkeit, postkoloniale Theorien in den deutschen Forschungsalltag und somit auch in die Geschlechterstudien einzubinden, ist eine wichtige Maxime des Buches.

In dem Unterkapitel „Die Leerstellen: Geschlecht und Sexualität“ konstatieren die Autorinnen, dass die „postkoloniale Theorie ohne eine adäquate Beachtung der komplexen und konfligierenden Überschneidungen von Klasse, Gender, Ethnizität und Sexualität essentialistische Identitätspolitik zu reproduzieren droht“. (S. 125) Sie zeigen aber auch auf, dass insbesondere aus der feministischen postkolonialen Theorie hierzu produktive Ansätze gekommen sind, und nennen hierfür exemplarisch Anne McClintocks Arbeiten wie beispielsweise *Imperial Leather* (1995).

Die internen Streitigkeiten um die Frage nach Repräsentation, um die Beziehung von politischem Aktivismus und Theorie thematisieren die Verfasserinnen, ohne dabei jedoch in einen Abgesang der postkolonialen Theorie zu verfallen. Vielmehr nehmen sie die Kritik, die an Diaspora-Intellektuelle wie Bhabha und Spivak gerichtet wird, ernst, zeigen aber auch die Produktivität der von ihnen hervorgebrachten „high theory“. Postkoloniale Theorie muss als integrale Perspektive in den Gender Studies und vice versa verstanden werden. So gesehen bietet dieses Buch einen guten Ein-

stieg für Studierende und Lehrende und kann dank der ausführlichen Bibliographie das Weiterlesen auf dem Gebiet leiten.

Andrea Notroff

Heinsohn, Dorit: *Physikalisches Wissen im Geschlechterdiskurs. Thermodynamik und Frauenstudium um 1900*. Frankfurt a. M./New York: Campus 2005. – 468 S. – 34,90 €

Mit ihrer Dissertation leistet Dorit Heinsohn einen wichtigen Beitrag zu einem bislang unterbeforschten Feld – Physik als Wissenschaft von Geschlecht. Gegenstand ihrer Untersuchung ist eine Umfrage des Berliner Journalisten Arthur Kirchhoff unter deutschen Hochschullehrern in den Jahren 1895-1897. Diese sollten sich zu der Frage äußern, welche Gründe sie für oder gegen das akademische Studium der Frau vorzubringen hätten. 1896 legten in Berlin die ersten zum Abitur zugelassenen Frauen den Hochschulzugangsberechtigenden Abschluss ab, waren aber als Frauen de facto vom Studium ausgeschlossen. Die Umfrage steht im Kontext einer Reihe von Untersuchungen, bis 1908 in Preußen das Frauenstudium erlaubt wurde.

Was hat nun diese Umfrage mit Physik zu tun? Bildung schade dem Frauenkörper, so eine zentrale Argumentationsfigur in der Umfrage. Die Energie, die für das Studium benötigt werde, fehle dem Reproduktionssystem. Dies führe bei akademischen Frauen zu Nervosität, Erschöpfung, Erregung, Hysterie, Blutmangel, Herz- und anderen Leiden. Heinsohns Diagnose: „Mit einem energetisch-physiologischen Modell wird eine innerkörperliche Konkurrenz im Frauenkörper zwischen den physiologischen Funktionen des Denkens und der Fortpflanzung konstruiert. Die eine Funktion kann in dieser Vorstellung nur auf Kosten der anderen ausgeführt werden. Diese Null-Summen-Mathematik rekurriert auf die Vorstellung des menschlichen Körpers als thermodynamisches Systems, in dem die Gesamtenergie als konstant definiert ist. Die physiologische Ressource, um die es in diesem innerkörperlichen Konkurrenzverhältnis geht, ist physikalisch-chemisch bestimmt: Energie.“ (S. 149)

Was auf den ersten Blick wie ein Untersuchungsgegenstand aussieht, in dem sich wohl altbekannte Geschlechterstereotypen wiederfinden werden, entpuppt sich damit als ein Fall, in dem zum einen der Wandel von einem statischen zu einem dynamischen Geschlechtermodell zu verzeichnen ist, und zum anderen die zentrale Rolle thermodynamischer Diskursfiguren für diesen Wandel deutlich wird. Heinsohns Anliegen ist es, mit dieser Untersuchung den epistemologischen Sonderstatus der Physik als besonders objektive Wissenschaft in Frage zu stellen und auf ein erweitertes Verständnis von Konstruktionsprozessen hierarchischer Geschlechterdifferenz hin zu arbeiten. Sie hinterfragt die Grenzziehung zwischen Wissenschaften vom Leben und Wissenschaften von toter Materie – auch die Physik hat Geschlechterverhältnisse zum Objekt.

Das Buch ist in drei Kapitel untergliedert. Im ersten Teil liefert Heinsohn einen Überblick über die feministische Naturwissenschaftsforschung. An dessen Ende geht sie auf die Relevanz und die Besonderheiten der Physikforschung ein. Hier ist die Diskussion des epistemologischen Sonderstatus der Physik als „harte“ Wissenschaft besonders interessant und führt zu der Motivation für die Studie.

Im zweiten Kapitel stellt Heinsohn zunächst kurz – im Verhältnis zur Gesamtstudie leider etwas isoliert dastehend – die Methode der Diskursanalyse vor. Den Rahmen bildet Michel Foucault. In den Details orientiert sich Heinsohn vor allem an den Spezialdiskurs- und Interdiskurs-Konzepten von Jürgen Link.

Nach einer genaueren Vorstellung des Materials – den Umfragen – folgt dann die Herausarbeitung von übergreifenden und auf naturwissenschaftliches Wissen rekurrierenden Argumentationsfiguren. Argumente wie die natürliche Berufung der Frau zur Ehefrau, Hausfrau und Mutter, die Not unverheirateter höherer Töchter und die Unweiblichkeit akademischer Frauen umreißen den Geschlechterdiskurs in dieser Umfrage. Es wird deutlich, und dies führt Heinsohn an mehreren Stellen aus, dass es sich hier um einen bürgerlich und national bestimmten Geschlechterdiskurs handelt. Deutlicher hervorheben könnte Heinsohn, wie die zentrale Stellung der Mutterschaft in dieser Debatte den Verknüpfungspunkt für heteronormative Reproduktionsansprüche und klassisierte, nationalisierte und rassistische Bevölkerungspolitik bildet.

In diesem spezifischen Geschlechterdiskurs um 1900 findet Heinsohn nun eine Besonderheit: Geschlecht wird nicht biologisch-deterministisch, sondern dynamisch bestimmt. Bei der zentralen Argumentationsfigur „Bildung schadet dem Frauenkörper“ handele es sich um ein „Folgenabschätzungsargument“. Statt körperliche Unterschiede zur Grundlage von Zweigeschlechtlichkeit zu erklären, werden geschlechtsspezifische Auswirkungen von Praktiken auf den Körper postuliert.

Innerhalb der Physik markiert die Thermodynamik solch einen Wandel von statischem (Wärme als stoffliche Qualität) zu dynamischem Denken (Wärme als Form von Energie). Heinsohn erläutert, wie die Entwicklung der Thermodynamik mit der Technik der Dampfmaschinen verbunden ist und wie auch der Körper als eine solche Energieumwandlungsmaschine gesehen wird. In den geschlossenen Systemen der Thermodynamik bleibt die Summe der Energie immer konstant. Energie kann nur in verschiedene Formen umgewandelt werden (bei der Dampfmaschine zum Beispiel Wärme- in Bewegungsenergie), aber nicht zu- oder abnehmen. Genauso wird nun der Frauenkörper modelliert. Er beanspruche ein besonderes Maß an Energie für die Reproduktion. Wird also zuviel Energie für die akademisch-geistige Beanspruchung benötigt, so fehle es dem Reproduktionssystem der Frau an Energie.

Richtig spannend wird es im dritten Kapitel, wo Heinsohn dieses thermodynamische Denken mit der Physiologie, der Evolutionsbiologie und der Ökonomie zusammenführt. Thermodynamik und Physiologie sind über zwei an Physiologie interessierte Ärzte miteinander verknüpft: Julius Robert Mayer und Hermann von Helmholtz leisteten einen entscheidenden Beitrag zur Formulierung thermodynamischer Gesetze. Sie untersuchten Muskelfunktionen in Experimentieranordnungen, in denen die Energieumwandlungsmaschine als mechanistisches Naturmodell fungiert.

In der Thermodynamik bekommen Ordnung und Differenzierung eine neue positive Wertung, denn sie sind Voraussetzung für Energieumwandlung und damit einen hohen „Output“ an „verwertbarer“ Energie. Heinsohn veranschaulicht die Parallelen dieser Diskursfigur zu Charles Darwins Evolutionstheorie, in der Differenzierung ebenfalls zentral ist – als Voraussetzung für evolutionären Fortschritt.

Besonders interessant sind die Verbindungen mit der Ökonomie. Während in der Thermodynamik die abstrakte Größe „Energie“ in verschiedene Formen umgewandelt werden kann, ist dies in der Ökonomie der „Wert“. Hier weist Heinsohn auf Anknüpfungspunkte sowohl zu Karl Marx' Werttheorie als auch zur Buchhaltung hin. Der Körper wird als Input-Output-System innerhalb eines Null-Summen-Spiels gedacht. „Arbeit“ ist dabei der Begriff, der Ökonomie, Thermodynamik und Physiologie verbindet.

Die sich aus diesen Verknüpfungen ergebende „energetische Ökonomie der Geschlechterdifferenz“ bildet nun nicht nur das Modell für den individuellen Körper, sondern auch für die Gesellschaft – den Gesellschaftskörper. Hier führt Heinsohn Adam Smith, Charles Darwin und Herbert Spencer an, die Differenz bzw. Differenzierung als Zeichen gesellschaftlicher Höherentwicklung gegenüber Gleichheit ansehen. Ge-

schlechtsspezifische Arbeitsteilung wird damit zum Imperativ gesellschaftlichen Fortschritts und die akademische Berufstätigkeit der Frau zu einer die Gesellschaft gefährdende Energieverschwendung.

Heinsohn muss sich wie viele diskursanalytische Ansätze der Frage stellen, wie sie die genaue Wechselwirkung zwischen verschiedenen diskursiven Figuren theoretisch denkt und methodisch erfasst. Sie begegnet diesem Problem weniger konzeptionell als durch die konkrete Arbeit am Material, die die diskursanalytischen Begrifflichkeiten unscharf lässt, aber ihre eigene fruchtbare Logik entfaltet. Umfangreiche Quellen und Sekundärliteratur über verschiedene zeitgenössische Diskurse dienen der zunehmenden Anreicherung des von Heinsohn untersuchten Diskurskomplexes.

Ihre Studie ist ein Beispiel für feministische Naturwissenschaftsforschung mit dem Fokus *Science of Gender*. Heinsohn geht deshalb aber nicht von deterministischen Übertragungsmodellen zwischen Diskursen aus. So referiert sie beispielsweise Maria Osietzkis psychoanalytische Studie, die die thermodynamische Vorstellung eines quantitativ verlustfreien Wandels von Naturkräften in Arbeit als männliches Sehnen nach einer Loslösung aus der Abhängigkeit von der Natur und nach der Unabhängigkeit von natürlicher Reproduktion analysiert. Thermodynamische Diskursfiguren beeinflussen also nicht nur Geschlechterdiskurse (*Science of Gender*), sondern werden selbst durch das Denken in Geschlechterordnungen geprägt (*Gender of Science*).

Sehr wichtig ist Heinsohn ausserdem die Verknüpfung ihrer Untersuchung mit dem Problem der Unterrepräsentanz von Frauen in den Naturwissenschaften (*Women in Science*). Wenn Physik auch als eine Wissenschaft von Mensch und Gesellschaft gelehrt würde, dann würde sich vielleicht die geschlechtsspezifische Interessenverteilung in diesem Fach verändern.

Besonders hervorzuheben ist noch das kurze Teilkapitel über zeitgenössische feministische Kritiken an den Diskussionen über akademische Frauen und an thermodynamischen Argumentationsfiguren. Mit Oda Olberg (1872-1955), Johanna Elberskirchen (1864-o.A.) und Rosa Mayreder (1858-1938) und deren Kritik an Objektivitätsansprüchen und biologischer Zweigeschlechtlichkeit verweist Heinsohn auf die Notwendigkeit einer Erweiterung der Geschichte feministischer Naturwissenschaftsforschung.

Insgesamt liefert das Buch eine überzeugende Analyse des Wechselverhältnisses von Physik und Geschlechterdiskursen, die besonders im dritten Teil durch die Verdichtung des umfassenden Diskurskomplexes von Thermodynamik, Physiologie und Ökonomie äusserst informativ und interessant wird. Heinsohns Ergebnis, dass sich um 1900 Physik- und Geschlechterdiskurse von einem statischen zu einem dynamischen Modell gewandelt haben, wirft zum einen die interessante Frage auf, wie heutige Geschlechterdiskurse genauer zu beschreiben wären. Zum anderen fragt sich, ob und wie sich Geschlechterungleichheiten durch den Wandel solcher Modelle ändern und wie sich damit auch Ansatzpunkte feministischer Kritik verschieben.

Anke Burkhardt

Barbara, Hellriegel / Jasmin Joshi / Petra Lindemann-Matthies / Irmi Seidl: *Gemeinsam statt einsam. Peer-Mentoring als Nachwuchsförderung in eigener Regie*. In: UniFrauenstelle – Gleichstellung von Frau und Mann an der Universität Zürich (Hg.): universelle. Beiträge zur Gleichstellung 7, Januar 2005. 111 Seiten, ISSN: 1424-2656, sFr. 18,- (für Studierende), 25,- (für andere)

Deutschland und die Schweiz haben etwas gemeinsam: Sie belegen im europäischen Vergleich seit Jahren hintere Plätze wenn es um die Gleichstellung von Frauen in der Wissenschaft geht. Hier wie dort stellt die Professorin (insbesondere an Universitäten und in oberen Statusgruppen) eher die Ausnahme denn die Regel dar, und die in den letzten Jahren realisierten Fortschritte fielen bescheiden aus (Deutschland: Universitäten 1998 8%, 2003 11%¹; Schweiz: Universitäten 1998 7%, 2003 10%²). Ähnlichkeiten lassen sich auch in Bezug auf die Maßnahmen konstatieren, mit deren Hilfe der – von Seiten der Politik zunehmend kritisch ins Visier genommene – Missstand abgemildert werden soll. Beide Länder setzen auf Frauenförderung durch Sonderprogramme. Was in Deutschland das je zur Hälfte von Bund und Ländern finanzierte Hochschul- und Wissenschaftsprogramm (HWP)³ mit seinem Artikel 1 „Programm zur Förderung der Chancengleichheit für Frauen in Forschung und Lehre“ leisten soll, ist in der Schweiz Gegenstand des von Bundesrat und Parlament aufgelegten Bundesprogramms „Chancengleichheit von Frau und Mann an Universitäten“, mit dessen Hilfe bis 2006 eine Erhöhung des Professorinnenanteils auf 14 Prozent angestrebt wird.⁴ In der ersten Förderperiode 2000 bis 2003 standen 16 Millionen Franken⁵ für folgende drei Maßnahmenpakete zur Verfügung:

- Anreizsystem für die Neuberufung von Professorinnen,
- Mentoring-Programme und

¹ Statistisches Bundesamt (1999 bzw. 2004): Bildung und Kultur. Personal an Hochschulen. Fachserie 11, Reihe 4.4

² Bundesamt für Statistik: Alterstruktur der Professor/innen UH nach Geschlecht. Unter http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/systemes_d_indicateurs/indicateurs_des_hautes/hochschulindikatoren.tables.10311.html (Zugriff am 27.7.2005).

³ Bund-Länder-Vereinbarung zur Förderung der Weiterentwicklung von Hochschule und Wissenschaft sowie zur Realisierung der Chancengleichheit für Frauen in Forschung und Lehre – Hochschul- und Wissenschaftsprogramm (HWP) – vom 16. Dezember 1999, BAnz. 2000 S. 1530, geändert durch Vereinbarung vom 11. Dezember 2003, BAnz. S. 26142.

⁴ In Deutschland erklärten SPD und BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN mit Übernahme der Regierungsverantwortung die Verwirklichung der gleichberechtigten Teilhabe von Frauen im Wissenschaftsbereich zur politischen Aufgabe (Koalitionsvereinbarung zwischen der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands und BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN. Aufbruch und Erneuerung – Deutschlands Weg ins 21. Jahrhundert. Bonn, 20. Oktober 1998. Kap. V, Pkt. 2). Das 1999 von der Regierung verabschiedete Programm „Frau und Beruf“ weist als Zielgröße für 2005 einen Frauenanteil von 20 Prozent an den Professuren aus (Die Bundesregierung/Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend [Hg.] [1999]: Programm „Frau und Beruf“. Aufbruch in der Gleichstellungspolitik. Bonn. S. 25).

⁵ Zum Vergleich: Bezogen auf die Anzahl der Universitätsprofessorinnen 2003 (304 Frauen) ergibt sich für das Schweizer Programm rechnerisch ein jährlicher Förderbetrag von knapp 13.200 Franken je Person. Artikel 1 des HWP weist für 2001 bis 2006 jährlich rd. 30 Mio Euro aus. Das entspricht bezogen auf den Personalbestand an deutschen Hochschulen 2003 knapp 6.200 Euro (=rd. 9.600 Schweizer Franken) je Professorin (alle Hochschulen). Hinzu kommt als Richtgröße eine 40-prozentige Beteiligung von Frauen an den Mittel für personenbezogene Maßnahmen in den anderen Programmteilen (Gesamtvolumen HWP: 2001 bis 2003 rd. 497 Mio Euro, 2004 bis 2006 rd. 510 Mio Euro).

– Kinderbetreuungsangebote.

Die Projektgruppe UmFrauen – deren Aktivitäten in dem Buch beleuchtet werden – erhielt als eine von insgesamt 10 Peer-Mentoring-Gruppen (bei 37 Anträgen) den Zuschlag. Die meisten ihrer 33 Mitglieder (Doktorandinnen, Post-Doktorandinnen, Habilitandinnen und Privatdozentinnen) gehörten der Universität Zürich an. Die Finanzierung übernahmen Bund und Universität zu gleichen Teilen. Die vier Autorinnen begleiteten das Projekt während der gesamten Laufzeit von Anfang 2001 bis Mitte 2004. Die Leitung lag bei der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Zürich, Elisabeth Maurer.

In Kapitel I wird das Potential von Peer-Mentoring im Kontext der Situation von Wissenschaftlerinnen an europäischen Hochschulen thematisiert. Kapitel II informiert über Aktivitäten und Erfahrungen der UmFrauen und fragt nach den realisierten Qualifikationszuwächsen. Im Mittelpunkt von Kapitel III stehen die Eindrücke und Empfehlungen der arrivierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem In- und Ausland, die im Rahmen des Projektes als Ratgebende in Sachen Hochschulkarriere fungierten. Mittels einer Delphi-Studie wurde erhoben, welche Faktoren sich aus ihrer Sicht als ausschlaggebend für die eigene wissenschaftliche Laufbahn erwiesen haben. Porträts von erfolgreichen Biologinnen geben in Kapitel IV zum einen Auskunft über die berufliche Motivation und die Probleme, die es im Karriereverlauf zu überwinden galt. Zum anderen wird an Hand einer in anderen Berufsfeldern angesiedelten Befragung den Gründen für den Ausstieg von Frauen aus der Wissenschaft nachgegangen. Den Abschluss bilden über das Peer-Mentoring hinausgehende gleichstellungspolitische Empfehlungen zu strukturellen Maßnahmen und zur Verbesserung der Work-Life-Balance in der Wissenschaft.

Die üblichen Mentoring-Programme zielen darauf ab, den (vermuteten) Beratungsbedarf eines beruflich unerfahrenen Mentees durch Hinzuziehung eines/einer auf der Karriereleiter bereits wesentlich weiter oben befindlichen Mentors/Mentorin mittels gesonderter Programmkoordination möglichst passfähig zu befriedigen. Im Unterschied dazu wird das Peer-Mentoring an der Universität Zürich von den Autorinnen als ein durch Selbstorganisation und Netzwerkbildung gleichrangiger Wissenschaftlerinnen charakterisiertes Modell beschrieben. Die Beteiligten können wechselseitig als Mentee oder Mentorin auftreten. Die Projekte werden auf Antragsbasis im Wettbewerb vergeben. Die Peer-Gruppe erhält im Falle einer erfolgreichen Bewerbung ein eigenes Budget. Sie ist zur Selbstevaluation verpflichtet. Die Funktionsfähigkeit hängt in hohem Maße von dem Engagement der Gruppenmitglieder und der Einbindung externer Expert/inn/en ab.

Insbesondere die in Kapitel III und IV präsentierten Befunde der „Verbleibsforschung“ treffen den Nerv der aktuellen gleichstellungspolitischen Diskussion in Deutschland, denn das Thema Wissenschaftlerinnenkarriere hat hier vor kurzem einen überraschenden Aufmerksamkeitsschub in den Medien erfahren. Der geringe Frauenanteil in oberen Statusgruppen und Führungspositionen ist es allerdings nicht, der die Gemüter bewegt. Schließlich ist dieses Faktum seit langem bekannt. Die Diskussion darüber läuft in geordneten Bahnen und mit eindeutigen Rollenzuweisungen, so dass die fiktive Trennlinie zwischen „originärer“ wissenschaftlicher Leistung und Geschlechtergleichstellung weitgehend aufrecht erhalten werden kann. Als beunruhigend wird vielmehr die Tendenz zu späterer Realisierung des Kinderwunsches und Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen (womöglich mit negativen Konsequenzen für die Reproduktion der männlichen Elite?) angesehen.⁶ Während im Durchschnitt 40 Pro-

⁶ Einen Beleg hierfür liefert Heft 7/2005 der Zeitschrift „Forschung & Lehre“ mit dem Themenschwerpunkt „Wissenschaft und Familie“.

zent der 30-34-jährigen Frauen Ende der 90er Jahre keine Kinder hatten, lag der Anteil bei Hochschulabsolventinnen dieser Altersgruppe bei 62 Prozent. Von den 35-39-jährigen betraf Kinderlosigkeit 28 Prozent aller Frauen bzw. 43 Prozent der Hochschulabsolventinnen.⁷ Die Auseinandersetzung mit dieser Situation hat zur Folge, dass die gleichstellungspolitische Diskussion zunehmend durch die Thematisierung der (begrenzten) Vereinbarkeit von Karriere und Familiengründung/Kinder (insbesondere für Frauen) dominiert wird.⁸ Dabei kommt ein Begründungsansatz zum Tragen, der die „Auswirkungen systematischer ungleichheitsgenerierender Faktoren, die außerhalb der Hochschule ihren Ort haben“⁹ in den Vordergrund stellt. Ohne den Hochschulen generell die Verantwortung für die Gleichstellung von Frauen und Männern abzusprechen, werden sie dank dieser Argumentation doch entlastet: ihr Gegensteuern gilt als erforderlich und im Hinblick auf political correctness auch als geboten, allerdings eher im Sinne einer Flankierung hochschulexterner Reformmaßnahmen. Dagegen spricht sowohl die Vorreiterrolle, die den Hochschulen in Bezug auf die Modernisierung der Gesellschaft zukommt, als auch ihr traditioneller Anspruch auf Autonomie und selbstbestimmtes Handeln, der kreative und aktive Bemühungen um grundsätzliche, auf Geschlechtergerechtigkeit zielende Veränderungen hochschulischer/wissenschaftsprägender Strukturen und Prozesse einschließen sollte.¹⁰

An dieser Stelle gewinnt der Beitrag der Züricher UniFrauenstelle eine über übliche Projektbeschreibungen hinausgehenden Relevanz, denn er gibt Auskunft über die Sicht der Betroffenen, wobei sowohl Wissenschaftsinsider als auch „Aussteigerinnen“ zu Wort kommen.

Um Aufschluss über fördernde und hemmende Faktoren der Karriere von Frauen in der Wissenschaft zu erhalten, wurden die im Verlauf des Peer-Mentorings zum Gespräch geladenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler um schriftliche Auskunft im Rahmen einer dreistufigen Delphi-Studie gebeten (S. 76-83). Auftakt bildete eine Materialsammlung auf der Basis ausführlicher Beantwortung folgender Fragen:

- Welche Faktoren sind ihrer Meinung ausschlaggebend für die erfolgreiche wissenschaftliche Karriere einer Frau?
- Welche Faktoren behindern diese Karriere?
- Welche universitären Strukturen könnten sich als hilfreich erweisen?
- Was können Frauen tun, um universitäre Karriere und Familie zu vereinbaren?

Die Antworten wurden zu einer Reihe prägnanter Aussagen verdichtet, deren Bewertung mittels einer fünfstufigen Skala erhoben wurde. In der dritten Runde waren aus den Aussagen, die mehrheitlich Zustimmung gefunden hatten, die beiden wichtigsten auszuwählen.

⁷ Wirth, Heike / Dümmler, Kerstin (2004): Zunehmende Tendenz zu späteren Geburten und Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen. Eine Kohortenanalyse auf der Basis von Mikrozensusdaten. In: Informationsdienst Soziale Indikatoren 32/2004. S. 1–6.

⁸ Vgl. hierzu Deutscher Bundestag: Antwort der Bundesregierung auf die Kleine Anfrage der Abgeordneten der CDU/CSU-Fraktion: Situation der Frauen in Wissenschaft und Forschung (Drucksache 15/5907 vom 12.7.2005, Pkt. II. Vereinbarkeit von Familie und Beruf). Unter: <http://dip.bundestag.de/btd/15/059/1505907.pdf> (Zugriff am 8.8.2005).

⁹ Kreckel, Reinhard (2005): Gender Mainstreaming – Prämissen zur Diskussion. Begrüßung und Einführung zur HoF-Tagung „Gender Mainstreaming – vom Verwaltungshandeln zum akademischen Selbstverständnis. Im Fokus Studiengangsreform und Akkreditierung“ am 1./2. Juli 2005 in Wittenberg (Tagungsdokumentation in der Reihe „Wittenberger Hochschulforschung“ in Vorbereitung).

¹⁰ Vgl. Schlegel, Uta (2003): Unfreiwillige Vielfalt. Gleichstellungspolitische Maßnahmen an Hochschulen. In: die hochschule. journal für wissenschaft und bildung 2/03. S. 28-49.

Generell gelten den Befragten Begabung, Selbstvertrauen und Motivation als entscheidende Erfolgsdeterminanten. Geht es aber speziell um die Karriere von Frauen rückt ein struktureller Aspekt in den Vordergrund. An erster Stelle wird die Möglichkeit der Ausübung einer wissenschaftlichen Tätigkeit in einem langfristigen Beschäftigungsverhältnis (mit Aufstiegsmöglichkeit) genannt. Es folgen „Unterstützung durch den Partner“ und „Kinderbetreuungsmöglichkeiten am Arbeitsplatz“. Wenn es um Karrierehindernisse geht, gewinnt die spezifische Lebenswirklichkeit von Frauen, insbesondere im Hinblick auf familiäre Belange, an Bedeutung. Dass Frauen mehr Zeit für die Familie haben wollen (sich nehmen müssen? Anm. d. R.), wird Priorität beigegeben. Jedoch folgt auch hier, allerdings erst an zweiter Stelle, ein zumindest teilweise hochschulintern zu verantwortendes Phänomen: die Unterrepräsentanz von Frauen in Führungspositionen. Frauen müssen nach Meinung der Befragten besser sein als Männer, um ein ähnliches Erfolgsniveau zu realisieren. Sowohl ihr stärkeres soziales Engagement als auch die Ablehnung von Kompetitivität und Ichbezogenheit stünden ihrer Karriere im Wege.

Der gleiche methodischen Ansatz wurde für die Befragung von Naturwissenschaftlerinnen genutzt, die sich für eine Berufstätigkeit außerhalb der Wissenschaft entschieden haben (S. 93-101). Von Interesse waren einerseits persönliche sowie eher im universitären Bereich angesiedelte Gründe für den Verzicht auf eine Universitätskarriere. Andererseits wurde erhoben, ob ein Wiedereinstieg vorstellbar sei und welche Faktoren (speziell struktureller Natur) ausschlaggebend für die Entscheidung wären. Die gewonnenen Informationen wurden in die zwei Kategorien „Gründe des Karriereverzichts“ und „fördernde universitäre Strukturen für den Wiedereinstieg“ mit den Themenbereichen. Karriereperspektiven, persönliche Zufriedenheit und Arbeitsumfeld sowie Vereinbarkeit von Wissenschaftskarriere und Kindern unterteilt. Aus Sicht der befragten Frauen sind für den Abbruch einer akademischen Karriere vor allem zwei Gründe ausschlaggebend: der Wunsch nach Teilzeitarbeit, der mit einer zufriedenstellenden Forschung unter den vorherrschenden Bedingungen nicht vereinbar ist, und der Mangel an festen Stellen, der einer mittel- und langfristigen Planung des beruflichen Werdegangs entgegensteht. Abhilfe könnte aus ihrer Sicht die Einrichtung fester Mittelbaustellen sowie die Berücksichtigung solcher Bewertungskriterien wie soziale Kompetenz, Teamfähigkeit, Kommunikationsfähigkeit und Fähigkeit zum vernetzten Denken bei der Stellenbesetzung schaffen. Frauen könnten der Forderung nach internationaler Mobilität nicht in gleichem Maße nachkommen wie ihre männlichen Kollegen bzw. nur unter Rückstellung persönlicher Wünsche bei der Lebensgestaltung. Außerdem wird das Fehlen weiblicher Rollenvorbilder an den Hochschulen für die Abwanderung qualifizierter Nachwuchswissenschaftlerinnen verantwortlich gemacht. Die Vereinbarkeitsfrage von Forschung und Familie wird – angesichts der hoher Arbeitsbelastung und des erheblichen Zeitumfangs – häufig als Entweder-Oder-Frage erlebt. Teilzeitstellen, externe Kinderbetreuungsangebote und die Abschaffung von Altersgrenzen bei der Vergabe von Forschungsstellen und Stipendien stellen nach Meinung der Befragten wichtige Ansatzpunkte einer Gegensteuerung dar. Auch in der Schweiz liegt die Hauptlast der Kinderbetreuung nach wie vor bei den Müttern. „Umso wichtiger ist es, dass die Universitäten familienfreundliche Arbeitsbedingungen anbieten, die den Verbleib in der Forschung für Frauen attraktiv machen.“ (S. 98)

Die Ergebnisse beider Delphi-Studien werden detailliert in übersichtlichen Grafiken präsentiert. Zum guten Verständnis trägt zum einen bei, dass sich die Autorinnen bei der Kommentierung und Interpretation einer klaren Struktur bedienen. Zum anderen gewinnt die Analyse dank der Untersetzung durch zahlreicher Zitate und Literaturverweis an Anschaulichkeit.

In „Rückschau und Ausblick“ bilanzieren die Autorinnen das Peer-Mentoring-Programm eingebettet in die Frage „Was können Wissenschaft und Hochschule tun, um Nachwuchsforscherinnen nicht nur anzuziehen, sondern auch zu halten und auf diese Weise einen Verlust an Vielfalt, Talent und Kreativität, die die Forschung bereichern, zu vermeiden?“ (S. 102) Die Mentoring-Effekte gingen weit über die Vermittlung von Erfahrungen und praktischen Tipps für die Karriereplanung hinaus. Es wurden vielfältige Kontakte geknüpft, die Zugang zu „Old-girls-Netzwerken“ eröffneten. Die Beteiligten wurden zum gezielten Nachdenken über die eigene Laufbahn und zur Auseinandersetzung mit dem Wissenschaftssystem angeregt. Alle „UmFrauen“ waren nach der dreijährigen Projektlaufzeit noch in der akademischen Welt tätig und hatten mindestens einen Karriereschritt gemeistert. Nach Einschätzung der Autorinnen hat sich Mentoring damit als eine effiziente Maßnahme erwiesen, Nachwuchswissenschaftlerinnen in der Forschung zu halten. Mentoring alleine reiche jedoch nicht aus. Viele Maßnahmen müssten gleichzeitig ergriffen werden, „um den Anteil von Frauen in der Professorenschaft zu erhöhen, schließlich geht es bei der höheren Vertretung von Frauen in der Wissenschaft und der Vereinbarkeit von Privatleben und Wissenschaft um eine komplexe Aufgabe.“ (S. 106)

Die Evaluation der ersten Runde des Schweizer Bundesprogramms in Gänze ergab, dass die Zielmarke eines 14-prozentigen Professorinnenanteils bis 2006 voraussichtlich nicht erreicht wird. Die Maßnahmen hingen maßgeblich am Tropf der Sonderförderung. Es fehle an institutioneller Verankerung. In der zweiten Programmrunde 2004 bis 2007 soll es deshalb schwerpunktmäßig darum gehen, die gewonnenen Erfahrungen und Programmaktivitäten nachhaltig in die universitären Prozesse und Strukturen zu überführen.¹¹ Hier schließt sich der Kreis der eingangs genannten deutsch-schweizerischen Gemeinsamkeiten. In der nach Ablauf der ersten HWP-Förderperiode von der Bundeskonferenz der Frauen-/Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen in Deutschland vorgelegten Stellungnahme für die Fortsetzung des Programms wird die Notwendigkeit der Schaffung von Anreizen zur Verstärkung der Maßnahmen ebenfalls besonders hervorgehoben.¹²

Dass sich die Überführung der Sondermaßnahmen in den Hochschulalltag als ein lohnendes Vorhaben erweisen dürfte, macht der Bericht über das Peer-Mentoring-Programm an der Universität Zürich eindrucksvoll deutlich. Befragungen, Interviews, Porträts und Kurzbiographien der involvierten (Nachwuchs-)Wissenschaftlerinnen, deren beruflicher Werdegang gefördert bzw. retrospektiv beleuchtet wird, zeichnen ein überaus lebendiges Bild und lassen den Gewinn einer gleichberechtigten Teilhabe von Frauen für die Wissenschaft förmlich greifbar werden.

Querelles-Net – Online-Rezensionszeitschrift für Frauen und Geschlechterforschung an der Freien Universität Berlin (Oktober 2005)

Querelles-Net ist eine Online-Rezensionszeitschrift für Frauen- und Geschlechterforschung. Sie wird in der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung an der Freien Universität Berlin erstellt und ist unter der Adresse <http://www.querelles-net.de/> zu finden.

Gelöscht: - Entwurf -¶

¹¹ Bachmann, Ruth / Rothmayr, Christine / Speyermann, Christine (2003): Evaluation Bundesprogramm Chancengleichheit von Frau und Mann an Universitäten 2000-2003. Im Auftrag des Lenkungsausschusses Bundesprogramm Chancengleichheit. Bern. S. 4.

¹² Bundeskonferenz der Frauenbeauftragten und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen (2003): Stellungnahme der BuKoF zur Fortsetzung des HWP.

Die seit Juni 2000 erscheinende Zeitschrift *Querelles-Net* war die erste und ist noch immer die einzige deutschsprachige Online-Zeitschrift, deren Schwerpunkt auf Rezensionen von Fachliteratur aus dem Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung liegt. Bis dato sind 17 Ausgaben der Zeitschrift mit etwa 380 Rezensionen erschienen.

In jeder der drei Ausgaben pro Jahr widmet sich etwa die Hälfte der Rezensionen den Neuerscheinungen zu einem Schwerpunktthema, in den letzten Ausgaben etwa zu „Aggression und Gewalt“, „Kindheit und Jugend“ sowie „Frauen im Web“, „Väter Mütter“, „Alter“ und „Geschichte“. Die zweite Hälfte der Rezensionen jeder Ausgabe beschäftigt sich mit Neuerscheinungen aus allen Fachgebieten der Frauen- und Geschlechterforschung.

Zu den Rezensionen erscheinen in einer offenen Rubrik, die als „Forum“ zum Austausch über das jeweilige Thema dienen sollen, zusätzliche Beiträge, bei denen es sich ebenso um eigens für *Querelles-Net* verfasste Beiträge wie auch um Vorab- oder Nachdrucke aus anderen Publikationen handeln kann. Die Form der Beiträge in dieser Rubrik ist weit gefächert und reicht vom Interview über „Online-Ausstellungen“ künstlerischer Arbeiten bis hin zu Berichten über die Berliner Filmfestspiele.

Zusätzlich wird zu jedem Schwerpunktthema eine aktuelle Linkliste zusammengestellt.

Querelles-Net bietet darüber hinaus noch weitere Informationsmöglichkeiten an, insbesondere eine Bibliographie, die einen umfangreichen Überblick über die Neuerscheinungen im Gebiet der Frauen- und Geschlechterforschung ermöglicht und sowohl thematisch als auch chronologisch nach Erscheinungsjahren gegliedert ist. Sie finden auf unseren Seiten zudem Linklisten, die den raschen Zugriff auf die Online-Angebote von Institutionen und Zeitschriften, aber auch auf Datenbanken und Volltextquellen ermöglichen.

Querelles-Net erscheint ausschließlich als Online-Publikation; alle Ausgaben stehen kostenfrei im Internet zur Verfügung. Ältere Ausgaben können im Archiv eingesehen werden; zudem besteht die Möglichkeit, die Rezensionen in nach Titeln, Autor/-innen und Rezensent/-innen gegliederten Übersichten zu durchsuchen.

Pro Tag weist die Statistik mehr als 400 Einzelbesuche auf *Querelles-Net* aus aller Welt auf; der regelmäßig erscheinende E-Mail-Newsletter (zur Bestellung genügt eine kurze E-Mail an redaktion@querelles-net.de) erreicht über 1400 Rezipient/-innen in aller Welt.

Seit Juni 2003 kooperiert *Querelles-Net* mit dem geschichtswissenschaftlichen Fachportal *H-Soz-u-Kult*, das an der Humboldt Universität zu Berlin angesiedelt ist, und erreichen dadurch mit Rezensionen zu geschichtswissenschaftlichen Texten einen noch größeren Kreis von Leser/-innen.

| | |
|---------------------------------------|-----------------------------|
| Querelles-Net Nr. 10 (Juli 2003): | Kindheit und Jugend |
| Querelles-Net Nr. 11 (November 2003): | Aggression und Gewalt |
| Querelles-Net Nr. 12 (März 2004): | Körper(Konzepte) |
| Querelles-Net Nr. 13 (Juli 2004): | Recht |
| Querelles-Net Nr. 14 (November 2004): | Väter Mütter |
| Querelles-Net Nr. 15 (März 2005): | Offenes Heft |
| Querelles-Net Nr. 16 (Juli 2005): | Alter |
| Querelles-Net Nr. 17 (November 2005): | Geschichte |
| Querelles-Net Nr. 18 (März 2006): | Biografik (in Vorbereitung) |
| Querelles-Net Nr. 19 (Juli 2006): | Religion (in Vorbereitung) |

Redaktion: Dr. Ulla Bock, Dr. Anita Runge, Rochus Wolff

Redaktionsadresse: Redaktion Querelles-Net, Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung, Habelschwerdter Allee 45, Raum JK 25/307, 14195 Berlin

Tel: 030 / 838-5 62 52; Fax: 030 / 838-5 61 83

E-Mail: redaktion@querelles-net.de

<http://www.querelles-net.de/>